Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Iwan Gontscharow
Autor: Ernst, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749989

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So schrieb denn der Untersuchungsrichter die Ursache von Jass' Tod einer Geistesstörung zu.

Als man Jass in der für solche Fälle eigens bestimmten Schlucht hinter dem Wäldchen begraben hatte, war Bouton am nächsten Tage nicht zu finden. Es stellte sich heraus, dass der treue Hund aufs Grab gelaufen war, sich dort hingelegt und den Tod seines toten Freundes heulend beweint hatte. Dann war er spurlos verschwunden.

Jetzt, da ich fast ein Greis geworden bin, durchgehe ich zuweilen meine bunt ineinander verwebten Erinnerungen, und beim Gedanken an Jass verweilend, sage ich mir jedesmal: welch seltsame Seele — treu, rein, widerspruchsvoll, ungereimt und krank — eine echt slawische Seele wohnte in Jass' Körper!

Aus dem Russischen von L. S. BAGDASARIANZ

IWAN GONTSCHAROW

1812—1891

Wenn ein Evangelium verwirklicht wird, so pflegt sich etwas zu ereignen, das die wenigsten vorausgesehen, nämlich eine neue Wirklichkeit. Und zuweilen gleicht diese mehr dem Tode als dem Leben. Russland hat das erfahren müssen. Hamlet steht wiederum an Yoricks Grab und träumt ... Jene verblendete Parteilichkeit, das schöne Vorrecht unbedenklicher Begeisterung, verflog. Aus angebeteten Heroen wurden Menschen. Der Glorienschein von einst verblich. In der Stimme der Sirene, an die man sich verloren, beginnt man zweifelhafte Töne wahrzunehmen. Die Betörung erscheint als Torheit. Man begreift nicht mehr, wie man je den Eugen Onegin dem Childe Harald, den Rodion Raskolnikow dem Julien Sorel, die Anna Karenina der Emma Bovary und den Bauern Pachom dem Kannitverstan vorziehen konnte. Die ewigen Neinsager triumphieren. Und haben Unrecht. Denn es ist nicht wahr, dass es beim Alten blieb. Die Liebe Europas hat eine neue, unverlierbare Provinz gewonnen. Nur ist diese Liebe sehend, denkend, wissend, d. h. eine Liebe mit Ver-

gangenheit geworden ... Wir sind also der Meinung, dass der Prozess einer so verstandenen Inkorporierung Russlands fortschreiten werde, und stellen uns für einen Augenblick in diesen Dienst. Iwan Gontscharow, der bei uns wenig bekannte, verdient sehr, bei uns bekannt zu sein.[1])

I

DER MENSCH

Iwan Alexandrowitsch Gontscharow stammt aus einer jener tausend russischen Städte, welche stehend schlafen können: aus Simbirsk im Wolgagebiet. Da besaß die Familie ein leibeigenes Dorf, und da ist Iwan Alexandrowitsch, d. h. Iwan der Sohn Alexanders, im großen Jahre 1812 geboren. Den früh gestorbenen Vater, der Getreidehändler und von jungem Adel war, kannte er kaum. Das große Erlebnis seiner schönen Mutter war, dass der Zar sie einst auf einem Ball bemerkt und zum Tanz aufgefordert hatte. Gontscharow bekam seine Bildung bei einem Landpopen, dann in einem Internat, dann auf der Moskauer Universität. Mit dreiundzwanzig Jahren trat er eine Staatsstelle in Petersburg an. Er beklagte sich über das Klima, die Menschen und die Bräuche dieser Stadt, und blieb ihr zeitlebens treu. Er war im Finanzministerium beamtet, später Direktor eines offiziellen Blattes, zuletzt Zensor. Alle diese Funktionen, die zuweilen sehr anstrengend waren, hat er peinlich erfüllt. Am gefährlichsten war das Zensoramt — denn der Zensor war seinerseits auch wieder der Zensur unterworfen. Gontscharow hatte sich indessen abgefunden mit der Welt, wie sie ist, und wusste mit leidlichem Anstand ernstere Konflikte des Gewissens zu vermeiden. Es stellten sich seiner Aufnahme in die kaiserliche Akademie der Wissenschaften keinerlei Hindernisse in den Weg. Weder metaphysische Probleme, noch die Krisen des Jahrhunderts, noch die Konvulsionen seiner Nation quälten ihn. Sein Lieblingstier war das uralte Steckenpferd der Klugheit, nämlich der gemäßigte Fortschritt, insbesondere solang sich dieser mit dem Bereich

[1]) *Iwan Gontscharow.* Gesammelte Werke in vier Bänden. Bruno Cassirer, Berlin. — André Mazon. *Un maître du roman russe: Ivan Gontcharov.* Champion, Paris. (Bibliothèque de l'Institut de Saint-Petersbourg. Tome III)

materieller Dinge begnügte. Er hielt auf Regelmäßigkeit der Lebensweise und beobachtete diese nach Möglichkeit auf Reisen. Er kannte die größten Metropolen des Kontinents, er umfuhr auf der Fregatte *Pallas* die Küsten Europas, Afrikas und Asiens. Aber es war, als ob er den Boden seiner Heimat an den Schuhsohlen um die Welt trüge. Als Staatsbürger hegte er ein reges Interesse für alle Details des öffentlichen Lebens und publizierte anonym öfter Beobachtungen über den Straßenverkehr, Passantensicherheit und rasches Fahren — Dinge, die wir aus unsern Zeitungen kennen als Mitteilungen aus dem Publikum. In seiner kaltelegantem Junggesellenwohnung hauste er mit einem deutschen Diener, den er foppte, und einem kleinen Hunde, den er auf den Händen trug. Ein solcher Mensch geht nicht durch mächtige Erschütterungen, weder durch vernichtenden Schmerz, noch überwältigendes Glück. Bei seinen vorzüglichen Manieren, seinen Verbindungen und seinen Anlagen hatte er sich weder durchsetzen noch aufdrängen müssen. Er brauchte nur seine unerschütterliche Solidarität mit sich selber zu bewahren, um von Stufe zu Stufe, von Erfolg zu Erfolg zu schreiten. Den frühen Ruhm nahm er gleichmütig hin, solange er ihn nicht belästigte. Und als er bemerkte, dass seine Popularität bereits wieder schwand, brachte er diese Erscheinung in Einklang mit seiner Theorie, wonach die Erzeugnisse der Literatur, als auf einer Stufe stehend mit den Produkten der Hutfabrikation und Möbelschreinerei, das Schicksal aller Moden zu teilen hätten. Er verbat sich — freilich umsonst — den künftigen Druck seiner Briefe und andrer Manuskripte, riet ausländischen Übersetzern seiner Werke — freilich ebenso umsonst — von diesem törichten Unterfangen ab, und wäre in seiner Rolle als Sonderling vollkommen zufrieden gewesen, wenn nicht ein leichter Verfolgungswahn zuweilen trübe Schatten auf sein Alter geworfen hätte. Das Schicksal, dem er immer auf Distanz gegenübergestanden, rächte sich an ihm durch graue Öde. Er, der immer einsam war, fand sich als Greis verlassen. So wünschte er zuletzt den Tod herbei und nahm ihn, da er wirklich kam, als ein guter Christ entgegen. Sein Vermögen hinterließ er der Familie jenes deutschen Dieners, der inzwischen längst gestorben war.

Iwan Gontscharow wurde Dichter aus demselben Grunde, aus dem der Vogel singt, aus dem die Rose blüht, aus dem die Traube reift.

Iwan Gontscharow schrieb drei Romane.

II

DIE WERKE

Eine alltägliche Geschichte, der erste Roman, erschien 1847. Alexander Fedoritsch Adujew ist der Held. Alexander Fedoritsch ist ein blonder Jüngling in der Blüte der Jahre, der Gesundheit und Kraft. Er ist weder reich noch arm. Es erwartet ihn ein Erbe von hundert Seelen. Daraus lebt man nur mäßig. Seine Belastung ist andrer Art. Er ist ein Muttersöhnchen der Provinz. Er denkt sich die Hauptstadt als eine Art vergrößerter Kinderstube, das Arbeiten als angewandtes Spielen, das Hochkommen als Fortsetzung des Wachstums und das Ansehen gewissermaßen als von der Allgemeinheit akzeptierte elterliche Bewunderung. So kommt er, mit unendlichen Erwartungen, Hoffnungen, Begeisterungen, und nicht ohne gute Schulzeugnisse, nach Petersburg. Dort hat er einen Oheim, der gegen seinen Neffen die Rolle Sancho Panzas gegen Don Quijote, Mephistos gegen Faust, des Realisten aller Zeiten gegen den Idealisten aller Zeiten spielt. Wer von beiden hat nun recht? Das erfahren wir nicht. Aber wir erfahren, wie es dem Idealisten in Petersburg ergeht. Im Beruf kommt er ein bisschen vorwärts, aber nicht weiter. Im Dichten kommt er ein bisschen vorwärts, aber nicht weiter. In der Liebe kommt er ein bisschen vorwärts, aber nicht weiter. Aus dem beständigen Misserfolg wird Verstimmung, aus der Verstimmung eine Krankheit, aus der Krankheit eine Flucht, aus der Flucht eine Sehnsucht — nach Petersburg. Er kehrt zurück, gibt die Berufung im Beruf, das Dichten und die Liebe auf, wird Kollegienrat, weiß die Feder an seinem Ort zu führen, heiratet ein Mädchen mit 300,000 Rubel Mitgift, verliert sein Haar, setzt Fett an, wird von aller Welt geachtet ... Und das ist die Geschichte dieses Helden des Alltags. Sie zählt fünfhundert Seiten.

Oblomow, der zweite Roman, erschien 1858, also elf Jahre nach dem ersten. Ilja Iljitsch Oblomow ist ein zweiunddreißigjähriger Mann von mittlerem Wuchs und angenehmem Äußern. Er hat dunkelgraue Augen und kleine, weiße Hände. Seine Sinne sind vorzüglich ausgebildet. Was das Auge sehen, das Ohr hören, die Nase riechen kann, das sieht, hört und riecht er. Er kennt den Flug hoher Gedanken und er ist intelligent. Seine Gesellschaftskritik hat Hand und Fuß. Und er ist künstlerisch begabt, nicht sowohl musikalisch und poetisch, als in Beziehung auf das Leben überhaupt. Er ist „ein Dichter des Lebens". Doch all das sind mehr Anlagen als Fertigkeiten. Was aber *kann* er, der niemals selber sich einen Strumpf angezogen? Er kann, vom Bette sich erhebend, mit einer einzigen Bewegung zugleich mit beiden Füßen in die Pantoffel schlüpfen. Drei Aufgaben stellen sich ihm. Er sollte reisen, einen Reorganisationsplan entwerfen, heiraten. Er sollte reisen, weil die beständig sitzende Lebensweise in seiner Petersburger Wohnung seine Gesundheit zu untergraben droht. Aber er reist nie. Er sollte für sein Gut in der Provinz — 350 Seelen — einen Reorganisationsplan entwerfen, weil der Pächter, die Bauern, die Handwerker ihn betrügen und sein Gut zerfällt. Aber er macht den Reorganisationsplan nie. Er sollte heiraten, Olga Sergejewna heiraten. Olga Sergejewna ist eines von jenen lichten Wesen, die man nie mehr vergessen kann, wenn man sie je gesehen hat; so lieblich wie Goethes Lotte, so gütig wie Manzonis Lucia, so hoheitsvoll wie Balzacs Eugenie. Und dieses liebliche, gütige, hoheitsvolle Wesen lässt er schnöde fahren, weil er, um es zu heiraten, die üblichen Atteste beschaffen, eine neue Wohnung suchen, seine Gesundheit auf Reisen stärken und Oblomowka durch einen Reorganisationsplan in Ordnung bringen müsste. Er unternimmt wohl rührende Versuche, damit zu Ende zu kommen, und kommt doch niemals bis zur Mitte. Und so zerrinnt ihm, jenseits der Doppelfenster seiner Seele, Gut, Liebe und Leben. Er bekommt von seiner Wirtschafterin ein Kind und stirbt am Schlagfluss. Freundeshand pflanzt weißen Flieder auf sein Grab, derweil der Engel seiner Erdentage, der Engel der Stille, davor Wache hält ... Mein Leben, hatte Oblomow einst gesagt, begann mit

dem Erlöschen. Dieses Erlöschen ist seine Geschichte. Sie zählt achthundert Seiten.

Die Schlucht, der dritte und letzte Roman, erschien 1869, also elf Jahre nach dem zweiten und zweiundzwanzig Jahre nach dem ersten. Das Buch hat seinen Namen von einem jäh zur Wolga abfallenden Waldstück des Gutes Malinowka. Mord und Selbstmord haben den Ort in Verruf gebracht. Kein moralischer Mensch würde dahin gehen. Indes die Vorurteilslosen, die Emanzipierten, die Modernen, die gehen doch hin, und büßen es. Die Schlucht ist hier also ein poetisches Requisit, dergleichen uns seit Ibsens Mühlestegen und hohen Türmen geläufig ist. Aber mit dieser Schlucht haben wir höchstens den Flecken auf dem Bild erwähnt. Beim Anblick alter Riesengobelins kann es uns wohl begegnen, dass wir erst die richtige Entfernung suchen müssen, bis sich die wirre Fülle der Figuren zu einem Sinn zusammenschließt. So müssen wir uns auch von diesem glänzenden Gemälde distanzieren. Dann erkennen wir, dass dieses Labyrinth von Landgütern, Kasernenhöfen, Spielsalons, Palästen, Boudoirs, Hörsälen, Amtsräumen und Gesindestuben, durch die sich ein Heer von Beamten, Großgrundbesitzern, Exzellenzen, Bauern, Mägden, Koketten, Sünderinnen, Matronen, Originalen, Parias, Narren und schlechten Kerlen drängt — dass dieses von Menschen wimmelnde Labyrinth nur ein barockes Piedestal darstellt für eine einzige Gestalt, für Boris Pawlowitsch Raiski. Boris Pawlowitsch ist ein reicher Mann von fünfunddreißig Jahren, mit hoher weißer Stirn, schon erbleichendem Haar und bald denkendem, bald träumendem, ewig wechselndem Blick. Er fühlt sich in Augenblicken fähig, eine Madonna von Raffael zu malen, wenn sie nicht schon gemalt; die Venus von Milo zu meißeln, wenn sie nicht schon gemeißelt; die Peterskirche zu erbauen, wenn sie nicht schon erbaut wäre. Er hat aber niemals weder etwas fertig gemalt, noch gedichtet, noch gedacht. Die Garde hat er aufgegeben, weil es dort Dienst; das Zivilkabinett, weil es dort Akten; die Kunstakademie, weil es dort Gipsabgüsse gibt. Wo immer er hinkommt, entsteht Unruhe, Bewegung, Leben. Aber er selber langweilt sich dabei. Er ist imstande, im Handumdrehen eine beträchtliche Summe,

ein schönes Haus, die kostbarste Bibliothek wegzuschenken. Aber er selber wird dadurch nicht glücklich. Er spielt zu Haus und in Gesellschaft das „enfant terrible". Aber es ergötzt ihn selber nicht. Er verdreht jungen Mädchen und großen Damen den Kopf. Aber andere wärmen sich an den Feuern, die er angefacht. Nur einmal gerät auch er in Glut. Ein Orkan von Leidenschaften entfesselt sich. Sein Lebensschiff wird von turmhohen Wellen zur Tiefe geschleudert. Er erleidet alle Qualen des Ertrinkenden, Verdurstenden, Verhungernden. Dann erhebt er sich, beginnt aus dem Erlebten einen Roman zu formen, gibt den Roman wieder auf und weiht sich der Plastik — „endgültig", wie er in dergleichen Fällen zu sagen pflegt ... „Das alte Mütterchen Russland" hat aus dem Schatze seiner unerschöpflichen Erinnerungen dieses Buch geschrieben. Es zählt vierzehnhundert Seiten.

III

DAS WERK

Gontscharow hat nicht nur diese drei Romane verfasst. Wir haben von ihm noch eine Menge anderer Prosa: Übersetzungen, so Stücke des von ihm bewunderten Winckelmann; Kritiken, so über den legendären Gribojedow; einige Novellen; Reisebeschreibungen und autobiographische Aufzeichnungen. Das Wesentliche sind die drei Romane. Sie sind geschrieben etwa von seinem 30. bis 55. Jahr, in der Lebensmitte, auf der Daseinshöhe. Das heißt, dass wir in ihnen weder einfältige Ergüsse der Jugend als Anzeichen künftiger Meisterschaft bewundern, noch abgestandene Betrachtungen des Alters als Reste einstiger Geisteskraft respektieren müssen. Sie sind weder von einem Propheten noch einem Moralisten, sondern ganz einfach von einem Mann, der es unternimmt, uns zu sagen, was er an sich und andern sah. Er verbindet mit dieser Tätigkeit keinen besondern Ehrgeiz, er hat von ihr keinerlei sublime Vorstellung. Er will lediglich zu seinem und unserem Vergnügen berichten, „wie es eigentlich gewesen ist". Es blieb also von untergeordneter Bedeutung, dass seine beträchtliche Bildung mehrere Sprachen und Literaturen umfasste. Er hat nicht

anempfunden und nicht reproduziert, sondern schrieb aus streng persönlicher Inspiration. Dabei ging er von vornherein eines Vorteils verlustig, der von altersher als auszeichnendes Attribut des Poeten betrachtet wird — ihm fehlte die Liebe zur Natur. Es ist gar nicht nötig, von seiner Entrüstung über die aller Ordnung entbehrenden Meerstürme und regellosen Urwälder zu sprechen. Er hat uns in dieser Hinsicht noch viel komischere Beispiele hinterlassen. Bei der Beschreibung eines in mildem Grün leuchtenden japanischen Hügels merkt er zwei Mängel an: Es fehlte, nach seiner Meinung, um den Genuss des Anblicks voll zu machen, ein baumverzierter Weg, der den Abhang hinauf zu einem balkongeschmückten Landhaus führt. Denn nur dann liebt er die Natur, wenn Menschen in ihr sind. Und diese Menschen müssen seinesgleichen sein. Er und seinesgleichen! das ist das rechte Wort. Solange es sich um Menschen dreht, die ihm ferne liegen, ist er imstande, ihr Porträt wiederzugeben nach dem System: „eine Frau mit einem Strohhut auf dem Kopf" — „ein Bauer mit einer kurzen Pfeife im Mund". Wenn er aber von seinen Vertrauten spricht, dann löst sich ihm die Zunge. Dann kann er sich nicht genug tun in der Analyse jeder Linie, jeder Veränderung, jedes Aufzuckens. Dann strömt er über in der Zerlegung der Technik des Blicks, des Mechanismus der Gesten, der Sprache der Runzeln, der Bewegung der Augenbrauen. Zu diesen ihm Vertrauten führt er uns durch öde Steppen vollkommener Belanglosigkeiten, über Berge stupider Tatsachen, durch Fluten unerträglicher Gespräche. Und wir folgen ihm. Er kann sich gebärden als Homer des Gemeinplatzes, als Gambetta einer poetischen *levée en masse*, als Kolumbus auf dem Meer der Langeweile — wir folgen ihm. Nicht weil er das Leben, sondern weil er ein Stück Leben kennt. Wir mögen so alt sein, wie wir wollen — wenn er von diesem Stück Leben spricht, so ist er älter als wir alle. Wenn er von diesem Stück Leben spricht, dann ist es, nach einem schönen Worte von Bjelinski, als ob wir nicht mehr läsen, sondern hörten. Dieses Stück Leben ist er selbst. Es gibt Titanen des Romans, wie Tolstoj, wie Zola, selbst wie Walter Scott, welche einer endlosen Metamorphose fähig waren; welche sich in jedes Ge-

schlecht, jedes Alter, jeden Stand, jede Moral und jedes Schicksal verwandeln konnten und doch alles in den Bann ihres *einen* Genius zu schlagen wussten. Er aber musste, so wie es sich nicht mehr um ihn selber drehte, konstruieren. Und er tat das mehrmals mit Meisterschaft. Doch es blieben Konstruktionen. Dieser Er selbst aber, oder vielmehr seine Emanation, seine Idee, war Oblomow, Oblomow mit seinen Brüdern Adujew und Raiski, vor allem aber Ilja Iljitsch Oblomow. Durch den europäischen Roman schreiten, Mensch an Mensch, unvergängliche Gestalten. Frankreich hat die unnahbare Julie, Italien die königlich klagende Fiammetta, Spanien den hochgemuten Ritter von der traurigen Gestalt, England den erfinderischen Robinson, Deutschland den bildsamen Wilhelm Meister. Zu dieser glänzenden Gesellschaft gehört der ungewaschene Halbtatar.

Peter Krapotkin, der die schlichteste und schönste Geschichte der russischen Literatur geschrieben hat, nannte Oblomow das Hohelied der Faulheit. Das ist, vom pädagogischen Standpunkt aus, eine klassische Bezeichnung. Aber der pädagogische Standpunkt ist nicht der einzig mögliche. Es ist freilich wahr, dass unsere ganze Kultur von Erfindung, Willen und Fleiß erzeugt, geboren und großgezogen wurde. Aber unsere ganze Kultur ist nicht unser ganzes Leben. Wir wissen, dass auch die Tätigsten unseres Geschlechts, dass auch die herkulischen Arbeiter den Ertrag ihres Lebens gering befanden im Vergleich zu dem gesteckten Ziel. Wir wissen, dass sie dann über ein versäumtes Leben klagten und die Versäumnis doch nicht entbehren konnten. Man nennt den Ilja Iljitsch sehr leichthin einen Faulpelz. Man sollte zu hören nicht unterlassen, wie sein Freund, der lautere, tüchtige, erfolgreiche deutsche Halbrusse Stolz über ihn denkt. Er sagt zu seiner Frau, eben jener von Oblomow preisgegebenen Olga Sergejewna, von seinem Antipoden: „Sein Herz hat nie einen falschen Ton von sich gegeben und hat keinen Schmutz in sich aufgenommen. Keine noch so glänzende Lüge wird ihn betören und ihn auf einen falschen Weg locken; wenn um ihn herum ein ganzer Ozean von Schmutz und Bösem wogt, wenn die ganze Welt von Gift erfüllt wird und eine verkehrte Rich-

tung einschlägt, wird Oblomow doch nie den Götzen der Lüge anbeten, und in seiner Seele wird es stets licht ausschauen ... Ich habe viele Menschen mit glänzenderen Eigenschaften gekannt, ich bin aber niemals einem reineren, lichteren, einfacheren Herzen begegnet; ich habe viele geliebt, aber niemanden so unwandelbar und treu wie Oblomow." Und man sollte noch weniger zu hören unterlassen, wie Olga selber, nachdem alles aus ist, ihn noch empfindet. Ilja Iljitsch hat sie gequält, gekränkt, verschmäht nach allen Regeln einer unsichern, schwankenden, beleidigend feigen Liebe. Ihr musterhafter Mann, mit dem sie in Leib und Seele eins geworden ist, hat ihr alles gegeben, was man einem Weibe, einer Gattin, einer Mutter geben kann. Und wie verhält sie sich zu dem in der Ferne sacht und unaufhaltsam versumpfenden Oblomow? Weder vergisst noch verschmerzt sie ihn je, ja sie bewahrt ihm im Grunde ihres Herzens eine unversiegbare Zärtlichkeit, die sie keinem andern Sterblichen geschenkt. Warum? Ja, warum? Weil die hochmütig Selbstgerechten auch nur eine Sekte sind und jener Weltweise eine ungeheure Entdeckung machte, als er aussprach, dass wir gezwungen sind, mit den Tugenden zugleich deren Gebrechen in uns zu entwickeln. Weil die Tüchtigkeit nicht alles im Leben ist, weil die Tüchtigkeit auch verderbt, weil die Tüchtigkeit unweigerlich auch verroht. Weil die Untüchtigkeit unter Umständen etwas Zartes, unter Umständen etwas Vornehmes, unter Umständen etwas für Millionen Menschen Unerreichbares ist. Weil sie ein Palliativ, weil auch sie eine Wahrheit, weil auch sie ein Stück Leben ist. Wir wollen in keiner Weise übertreiben, noch bemänteln, noch beschönigen. Oblomow bleibt für die Menge ein Tropf. Aber Stolz wird immer so von ihm denken und Olga immer so ihn empfinden, wie wir ausgeführt. Und dieses Denken dieses Mannes und dieses Empfinden dieser Frau sind eine Art ausgleichender Gerechtigkeit, mehr: sind eine Art allumfassender Liebe Gottes.

Kehren wir jedoch zurück zu einer nur menschlichen Betrachtungsweise von Oblomows Schicksal. Und da lässt uns diese arme Kreatur einen Dialog aus Turgeniews Gedichten in Prosa beifallen. Wir werden ihn weder in seinem ganzen

Umfange noch seinem ganzen Sinne hiehersetzen. Nur ein Wort werden wir ihm entnehmen. In diesem Dialog erscheint ein entlassener Sträfling und spricht zu zwei Bauern: Ich bin einer von euch! — Beweist es! sagen die Bauern. — Riecht an meinen Handgelenken! sagt der Zurückgekehrte. — Es riecht nach Ketten! sagen die Bauern ... Geruch von Ketten, das ist der Geruch im Oblomow; Geruch der ehernen Ketten, mit denen die Seele an den Leib geschmiedet ist. Den Geruch dieser Ketten verewigt zu haben, ist das Werk des unsterblichen Iwan Gontscharow.

ZÜRICH FRITZ ERNST

DIE HEUTIGE RUSSISCHE LITERATUR

Ein russischer Kritiker hat vor kurzem behauptet, es gäbe heute gar keine russische Literatur; neue Schriftsteller seien nicht sichtbar, für die von gestern aber sei das Schreiben eine zwiespältige Angelegenheit geworden. Für Russland, von dem viele heute gerade die Wiedergeburt der Kultur erwarten, wäre dies Urteil schmerzlich, wenn es wahr wäre. Aber ist es wahr? Allerdings ist in Russland Literatur immer mit der Politik verbunden gewesen, als ihr Spiegelbild, als ihr Korrektiv, als Ausdruck eines Kampfes zwischen Gesellschaft und Regierung, sei es als satirische Bekämpfung des Polizeiregimes in der Epoche des Realismus, sei es als resignierte Ignorierung der brutalen Wirklichkeit in den Jahren der Romantik und des Symbolismus. Und wo haben wir heute in Russland eine Gesellschaft? Das, was man die „Intelligenz" genannt hat, ist heute das große Emigrantenheer, das sich in Europa durchhungert: ein Volksteil ohne einen Staat, ohne Einfluß auf das russische Leben. Von der neuen Gesellschaft aber, die in Russland heraufkommt, wissen wir wenig und können nur ahnen, dass ihr Interesse auf ganz andere Dinge gerichtet ist, als auf die Kunst.

Dennoch: die russische Literatur gerät nicht ins Stocken, und der Grund, weshalb die russischen Dichter auch fern der Heimat ihr Ziel verfolgen können, liegt tiefer, als ihn die politische Betrachtungsweise findet. Russische Dichtung ist, auch wo sie von politischen Augenblicksinteressen beschattet wurde, immer religiös gewesen, Kampf um Erkenntnis und um das Göttliche. So sind die Ideen, die heute die russische Literatur charakterisieren, im Keim vorhanden gewesen, als ein Ausdruck dieser sich durch die russische Dichtung ziehenden Grundtendenz; das Erlebnis der Kriegs- und Revolutionsjahre brauchte sie nicht zu wecken, es beglaubigte sie nur. In anderen Ländern ist der Realismus durch die Neuromantik abgelöst worden; in Russland stehen alle literarischen Richtungen heute mit gleichem Recht nebeneinander, im Schatten der großen Realisten Tolstoj und Dostojewskij, die ihren Realismus mit der Frage nach dem Sinn des Lebens in den Himmel erhoben.

Bei Beginn des 20. Jahrhunderts war das Erbe dieser großen Dichter unangezweifelt, und ein Tschechow, ein Gorki, ein Bunin, ein Korolenko waren